

Jetzt erst recht: Wider die bequeme Weltuntergangslust

Von Franziska Schutzbach

Nicht erst seit der Wahl Donald Trumps beschäftigt mich die Frage, wie wir aus einer progressiven, im weitesten Sinne linken Position heraus die aktuellen reaktionären Entwicklungen „ertragen“ können, wie wir nicht nur politisch, sondern auch emotional damit umgehen. Ich habe nämlich festgestellt, dass ich frustriert werde, verhärtet. Manchmal verzweifelt. Oder dauerempört. Und dass mir dadurch viel Energie verlorenggeht. Auch Freude.

Es ist ja nicht so, wie manche meinen, dass sich das sogenannte liberale Zeitalter gerade *jetzt* dem Ende zuneigt. Eine solche Untergangsstimmung können sich vermutlich nur „Verwöhnte“ leisten, also diejenigen, die es in den letzten Jahren gewohnt waren, eine Stimme, Rechte, Zugang, Anerkennung, auch Geld, Arbeit usw. zu haben. Für viele hat das „liberale Zeitalter“ aber nie wirklich begonnen, oder nur begrenzt. Für Frauen aus der Arbeiterschicht, für *People of Color*,¹ für Geflüchtete, für nichtheterosexuelle Menschen – und viele andere. Für sie gibt es nicht erst jetzt etwas zu beklagen, zu betrauern. Nicht erst, seit Trump gewählt wurde.

Die Untergangsstimmung, die ich seit Kurzem bei sogenannten progressiven Menschen beobachte, ist also recht bürgerlich. Es ist ein Luxus, dass viele von uns sich erst jetzt mit dem ganzen menschenfeindlichen „Müll“ konfrontiert wännen. Ich habe kürzlich Etty Hillesums Tagebücher gelesen, und ich las Sebastian Haffners „Geschichte eines Deutschen. Erinnerungen 1914–1933“. Beide Bücher handeln aus unterschiedlicher Perspektive von der Frage, was es bedeutet, mit reaktionären Kräften konfrontiert zu sein, und sich ihnen zu widersetzen. Beide haben ihre Gedanken aufgeschrieben in der Zeit vor und während der Machtergreifung der Nazis in Deutschland. Was tun, wenn die Nazis an die Macht kommen? Wir können nicht die damalige Situation eins zu eins mit der heutigen vergleichen. Wir haben nicht 1933. Aber ich glaube, dass es Parallelen gibt und wir etwas lernen können von diesen Menschen.

Etty Hillesum war eine niederländische Jüdin, sie wurde im Alter von 29 Jahren in Auschwitz ermordet. Sie war Lehrerin, in den Jahren vor ihrem

* Der Beitrag basiert auf der „Winterrede“, die die Autorin am 19. Januar 2017 im Zentrum Karl der Große in Zürich gehalten hat.

1 Der Begriff „People of Color“ geht auf die US-Bürgerrechtsbewegung der 1960er Jahre zurück. Er bezeichnet nichtweiße Menschen und wird von schwarzen Antirassisten auch als Eigenbezeichnung verwendet. – D. Red.

Tod studierte sie und schrieb. Ihr Tagebuch, „Das denkende Herz der Baracke“, wurde postum veröffentlicht und ein Welterfolg. Es handelt davon, wie ein Mensch unter den widrigsten Umständen nicht aufgibt – nicht *sich* und nicht die anderen. Es handelt von der Möglichkeit eines inneren Widerstandes, einer inneren Unabhängigkeit und Integrität, bis zuletzt. Dieser Widerstand bedeutet zuallererst, wie Hillesum schreibt, nicht zu hassen – auch nicht die Unterdrücker. Denn sich dem Hass hinzugeben bedeute, sich mit ihnen, den Unterdrückern, gemein und dem „Bösen“ gleich zu machen.

Ein Jahr vor ihrer Ermordung schreibt sie: „Und sollte es nur noch einen einzigen anständigen Deutschen geben, dann wäre dieser es wert, in Schutz genommen zu werden gegen die ganze barbarische Horde, und um dieses einen anständigen Deutschen willen dürfte man seinen Hass nicht über ein ganzes Volk ausgießen. Das heißt nicht, dass man gegenüber gewissen Strömungen gleichgültig ist, man nimmt Stellung, entrüstet sich zu gegebener Zeit über gewisse Dinge, man versucht Einsicht zu gewinnen, aber das Schlimmste von allem ist der undifferenzierte Hass. Er ist eine Krankheit der Seele. Sollte ich in dieser Zeit dahin gelangen, dass ich wirklich zu hassen anfangen, dann wäre ich in meiner Seele verwundet und müsste danach streben, so rasch wie möglich Genesung zu finden. Der Hass gegen die Deutschen vergiftet unser eigenes Gemüt. Das ist deren wahrer Sieg.“²

Vom Pessimismus zur melancholischen Behaglichkeit

Während Hillesum aus der Perspektive der Verfolgten schreibt, zeigen Sebastian Haffners Tagebücher die Sicht eines nichtjüdischen jungen Deutschen, eines Jurastudenten aus dem liberal-bürgerlichen Milieu in Berlin, kurz vor der Machtergreifung der Nazis. Haffner zeichnet ein genaues Psychogramm seines Umfeldes: Wie reagieren die Leute? Wer kollabiert, wer verzweifelt? Interessant finde ich vor allem seine Beschreibung einer sich ausbreitenden Untergangsstimmung in liberalen und linken Kreisen. Genau das kommt mir bekannt vor, ich erlebe eine ähnliche Stimmung in meinem eigenen Umfeld, oder an mir selber. Beim Jahreswechsel twitterten viele, 2016 sei ein Horrorjahr gewesen und es werde wohl immer schlimmer. Es herrschte ein enormer Pessimismus. Natürlich stimmt es: 2016 war schlimm. Wieder sind Geflüchtete ertrunken, Trump, Syrien, Erdogan, das Erstarken von AfD, SVP, Front National usw. Es gibt allen Grund zur Sorge. Und es ist wichtig, die Gefahren zu sehen. Aber können wir es uns leisten, pessimistisch zu sein?

Lesen wir Haffner: Er redet nichts schön, kritisiert die Naiven und Schönredner, die Ahnungslosen oder jene, die sich ins Private zurückziehen.³ *Gleichwohl* kritisiert er aber auch den „schrackenlosen Pessimismus“ vieler Zeitgenossen in jener Vorphase des Nationalsozialismus. Haffner schätzt die Verbitterung als eine typisch bürgerliche Versuchung ein: „Wie völlig hilflos

2 Ety Hillesum, *Das denkende Herz der Baracke*. Die Tagebücher 1941-1943, Freiburg 2015, S. 36.

3 Sebastian Haffner, *Geschichte eines Deutschen*. Die Erinnerungen 1914-1933, Stuttgart und München 2001.

wir geistig waren, mit all unserer bürgerlichen Bildung, vor diesem Vorgang, der in allem, was wir gelernt hatten, einfach nicht vorkam!“

Aufzugeben erschien deshalb als eine verlockende Option, die sich bei vielen in Form eines alles umfassenden Pessimismus zeigte. Man begegnete sich und der Welt mit einer „erschlafte Gleichgültigkeit“, einer masochistischen Bereitwilligkeit, sich dem Teufel einfach zu überlassen. Haffner nennt es einen „trotzigen Selbstmord“, der sehr heroisch aussieht – denn „man weist jeden Trost von sich“. Gleichzeitig übersehen diese Leute, so Haffner, dass gerade in dieser Haltung der giftigste, gefährlichste und lasterhafteste Trost liegt. Folgt man Haffner, strotzte das Bürgertum vor dieser perversen „Wollust der Selbstaufgabe“, einer „wagnerianischen Todes- und Untergangsgeliebtheit“, denn diese bot Trost. Diese Leute gingen herum und „greuelten“, so Haffner, und weiter: „Das Entsetzliche ist die unentbehrliche Grundlage ihres Geistes geworden; das einzige, düstere Vergnügen, das ihnen geblieben ist, ist die schwelgerische Ausmalung der Furchtbarkeiten. Vielen von ihnen würde etwas fehlen, wenn sie dies nicht mehr hätten, und bei manchen hat sich die pessimistische Verzweiflung geradezu in eine Art Behaglichkeit umgesetzt.“

Aufgeben ist Kollaboration

Ein schmaler Seitenweg von dieser melancholischen Behaglichkeit führt gemäß Haffner auch zum Nazitum: Wenn doch schon alles egal, alles verloren, alles des Teufels ist, warum dann nicht selber sich zu den Teufeln schlagen? Haffner vermutet im Pessimismus letztlich Kollaboration. Wenn alles schlimm ist, oder – wie heute manche Linke meinen – Obama oder Clinton gleich schlimm sind wie Putin oder Trump – dann ist es egal, wie man sich politisch noch verhält. Diese Haltung aber ist, folgt man Haffner, nicht besser als Kollaboration. Eng mit der Untergangsstimmung verknüpft ist auch – wie ich Haffner mit Beobachtungen aus der heutigen Situation ergänzen möchte – die Besserwisserei. Ich beobachte bei Linken oft eine Arroganz der Besserwisserei, und zwar im folgenden Sinne: „Wenn die doofe Welt nicht so toll und richtig links, grün, revolutionär, feministisch usw. ist, wie *ich* mir das vorstelle, dann geht sie mich nichts mehr an. Dann ziehe ich mich zurück auf die Wahrheit, die ich für die Welt vorsehe. Und wähle zum Beispiel nicht mehr oder tue auch sonst nichts.“ Die Welt, die Gesellschaft, die Menschen verdienen aus dieser Sicht *meine* Aufmerksamkeit und *mein* Engagement nur dann, wenn sie genauso funktionieren, genauso ticken, wie *ich* es vorsehe. Mit dieser Sichtweise aber kann alles als konformistisch, reformistisch, nicht links genug abgetan werden. Zugleich ist es eine bequeme Position, alles nicht radikal genug zu finden, nicht „richtig revolutionär“.

Was Rechtspopulisten und autoritäre Verhältnisse dagegen aufhalten kann, ist ein Parlament, das demokratische Prozesse gewährleistet. Natürlich sind die vorhandenen demokratischen Institutionen und Prozesse längst nicht perfekt, sie müssen inklusiver werden, freier von wirtschaftlichen Interessen auch.

Wir leben mitnichten in einer vollständig demokratischen Welt, die es einfach zu verteidigen gälte. Systemkritik, radikales Denken und Utopien sind nach wie vor notwendig und gefragt. Angela Merkel beispielsweise hat ihren flüchtlingsfreundlichen Kurs längst verlassen, Barack Obama hat sogar Drohnenkriege geführt. Aber gleichwohl ist da ein Unterschied zwischen Björn Höcke von der AfD und Angela Merkel, zwischen Hillary Clinton und Donald Trump.

Wie Judith Butler vor Trumps Wahlsieg sagte: Es ist eher möglich, im Rahmen von grundsätzlich demokratischen Strukturen gegen eine Politik à la Clinton zu mobilisieren, als widerständige Politik zu organisieren, wenn erst einmal autoritäre Strukturen vorherrschen. Es gibt zahlreiche Berichte aus Russland, dass es dort kaum noch eine kritische Zivilgesellschaft gibt. In der Türkei werden täglich Intellektuelle, Journalistinnen und Journalisten verhaftet. So weit sollten wir es nicht kommen lassen, schon gar nicht aus Trotz, Untergangsverliebtheit oder Besserwisserei. Nun sind auch in den USA Grundrechte massiv bedroht, weshalb – wie Butler *nach* der Wahl konstatierte – von nun an auch ziviler Ungehorsam nötig sei, wie beispielsweise die Nichtumsetzung von Gesetzen.⁴

In der Schweiz, Deutschland und anderen europäischen Ländern gibt es vorerst noch demokratischen Spielraum, deshalb: Wählen wir Sozialdemokraten, Grüne, Linke, FDP, CDU. Oder spenden wir an Parteien, werben wir für sie. Eine sozialdemokratische oder liberalkonservative Mehrheit im Parlament ist das, was rechte Politik institutionell aufhalten kann. Man kann die Sozialdemokraten oder die Grünen suspekt findet, zu wenig radikal, zu wenig feministisch, antikapitalistisch, oder umgekehrt: zu radikal, zu rot. Aber lasst uns nicht demokratische Grundstrukturen gefährden, nur weil wir meinen, besser zu wissen, wie es sein müsste.

Es gibt nicht die eine richtige Formel für ein gutes Leben für alle

Rechtspopulisten greifen strukturell die Demokratie an, wie die Politikwissenschaftlerin Antje Schrupp schreibt: „Sie konterkarieren das politische Prinzip der Pluralität, sie setzen Verleumdungen anstelle von Argumenten, vertreten das Recht des Stärkeren, sind nationalistisch, unsozial, gefährlich.“⁵ Deshalb kommt Nichtwählen oder Nichtabstimmen einfach nicht mehr in Frage. Es muss gewählt und abgestimmt werden, um den Machtanteil und den Einfluss reaktionärer Kräfte so gering wie möglich zu halten.

Radikale Ablehnung reicht nicht, es braucht auch den kleinsten gemeinsamen Nenner, die Demokratie erhalten und ausbauen zu wollen. Demokratie war bisher – trotz Unzulänglichkeiten, trotz dilemmatischer Voraussetzungen beispielsweise für Frauen oder nichtweiße Menschen – die politische

4 Judith Butler, „Ich befürchte einen amerikanischen Nationalismus“, in: „Neue Zürcher Zeitung“, 25.1.2017, www.nzz.ch.

5 Vgl. Antje Schrupp, The BIG UGLY FIVE: Im September wählen gehen, aber richtig!, www.antjeschrupp.com, 23.1.2017.

Form, die Teilhabe für die meisten Menschen ermöglicht hat. Auch in der Opposition, in zivilgesellschaftlicher und außerparlamentarischer Selbstorganisation, im künstlerischen Schaffen oder im Philosophieren. Dass diese Dinge möglich sind, ist ja ebenfalls kein unwesentlicher Teil einer demokratisch verfassten Gesellschaft.

Neben dem gemeinsamen demokratischen Nenner können wir autoritären Kräften gleichzeitig nur mit Durchlässigkeit begegnen. Es gibt nicht die ein für alle Mal richtige Formel für ein gerechtes und gutes Leben für alle. Demokratie ist ein kontinuierlicher Prozess der Aushandlung und Veränderung. Man kann nie sicher auf der richtigen Seite stehen, es gibt nicht die *eine* Vision von der besseren Welt, der Revolution oder vom Fortschritt. Man kann dem Autoritären nicht mit Autoritarismus begegnen. Und wir wissen, welche blinden Flecken oder gar diktatorischen Systeme aus Utopien entstehen können. Auch wer es gut meint, ist nicht selten Teil von Machtmechanismen, reproduziert diese mit. Altruismus oder Humanitarismus können Strategien sein, sich selbst aus allem herauszunehmen, eine Art Position der Unschuld oder gar Überlegenheit zu reklamieren. Dabei verliert man, so Judith Butler, den kritischen Blick auf das eigene Ich, verliert den Blick für die eigene Begrenztheit, Verletzbarkeit und Angreifbarkeit. Daher ist die Erkenntnis der eigenen Verunsicherung die Voraussetzung dafür, nicht selbst in gewaltvolle oder autoritäre Positionen zu verfallen.⁶

Bleiben wir handelnde Subjekte

Es ist deshalb wichtig zu begreifen – und das steht weder im Widerspruch zur parlamentarischen Politik noch zu Massenaufständen auf der Straße –, dass das Politische überall ist, auch in der persönlichen Haltung. Es ist politisch, sich der pessimistischen Verzweiflung hinzugeben, Besserwisserei ist politisch. Politisch ist aber auch die Entscheidung einer einzelnen Frau (Hillesum), innerlich nicht zu verhärten, sich nicht auf die Logik des „Feindes“ einzulassen. Wenn wir den Bereich des Politischen erweitern, wird es vielleicht eher gelingen, nicht zu verzweifeln, sich nicht dem Untergang, dem Schrecklichen hinzugeben, sondern auch vom Standpunkt der eigenen Freiheit und Möglichkeiten ausgehen zu können. Und so beispielsweise, wie Etty Hillesum, an einer inneren Integrität zu arbeiten. Diese „innere“ Arbeit ist eine wichtige Voraussetzung, um auch „äußerlich“ handeln zu können und den Kampf gegen äußere Zwänge, gegen Diskriminierung, Gewalt, Unterdrückung und Ausbeutung aufzunehmen.

Die italienischen Diotima-Philosophinnen plädieren deshalb dafür, nicht nur die Unterdrückung zu bekämpfen oder abzulehnen, sondern auch die bereits vorhandenen Freiheitsspielräume in den Blick zu nehmen.⁷ Wir sollten

6 Vgl. Paula Vosse, Judith Butler – Albertus-Magnus-Professur 2016: „Verletzlichkeit und Widerstand neu denken“, www.stellwerk-magazin.de, 4.7.2016.

7 Andrea Günter (Hg.), Diotima. Jenseits der Gleichheit: Die weiblichen Wurzeln der Autorität, Sulzbach 1999; Dorothee Markert und Antje Schrupp, Diotima. Macht und Politik sind nicht dasselbe, Sulzbach 2012.

uns also immer fragen: Selbst wenn vieles schlecht läuft und es Zwänge gibt, wo ist der Punkt, an dem ich bereits hier und jetzt Freiheit umsetzen kann? Ich will nichts schönreden und bin mir meiner eigenen Privilegien bewusst. Gleichwohl denke ich: Ausschließlich darauf zu fokussieren, was alles schief läuft, bedeutet, sich selbst nicht als handelndes Subjekt zu sehen. Man „entmachtet“ sich selbst.

Oder anders ausgedrückt: Mit der Kritik an Herrschaft ist zwar die Bedeutung und die Wucht der Herrschaft benannt, aber es bleibt unsichtbar, was *sonst* noch geschieht. Reproduziert wird die Vorstellung, es gebe kein Anderswo der Geschichte, kein Anderswo des Politischen, kein Anderswo der Existenz. Wer nur das Falsche ablehnt, lässt sich auf die Logik dessen ein, was er oder sie ablehnt. Man richtet sich im Feld des Kritisierten ein und akzeptiert, selbst wenn man es bekämpft, die Dimension, die Richtung und den Raum des Kritisierten. Es entsteht eine „rebellische Abhängigkeit“ (Wanda Tommasi), die ständig sich auf das beziehen *muss*, was sie ablehnt.⁸

Die Philosophin Simone Weil argumentierte in ihrer Arbeit zu Hegels Herr-Knecht-Überlegungen, dass sich die Macht der Herrschenden ohne das innere Einverständnis der Beherrschten nicht halten könne.⁹ Der „Knecht“ – um beim Hegel-Bild zu bleiben – sei zwar objektiven Zwängen unterworfen. Er könne sich aber auch fragen, inwieweit er innerlich dem Wertemaßstab derer zustimmt, die ihn beherrschen. Dann kann er überlegen, wie er diesen verschieben kann. Folgt man Tommasi und Weil, ist die wichtigste Arbeit der Unterworfenen, ihre *Zustimmung* zur Unterwerfung innerlich aufzukündigen – damit die äußeren Zwänge äußere bleiben und nicht das Innere aufessen.

Wie soll das gehen? Tommasi schreibt, eine solche Aufkündigung sei möglich, indem man die eigene *Unterschiedlichkeit* gegenüber dem „Herrn“ betone und versuche, diese Unterschiedlichkeit in gesellschaftlichen Umlauf zu bringen. Für sie ist klar, dass wir einer anderen Welt nur näherkommen, wenn wir deutlich machen, dass diese ein Stück weit *schon da* ist.

Ich habe vor Kurzem mit einer Frau aus Ghana gesprochen, sie lebt seit 20 Jahren in der Schweiz. Sie hat viele Erfahrungen mit Rassismus gemacht und macht sie noch immer. Aktuell hilft sie einer Frau aus Pakistan, deren Mann gestorben ist und die keinen legalen Aufenthaltsstatus hat. Während ihrer gesamten Ferien war die Frau aus Ghana mit der Frau aus Pakistan auf Ämtern, bei der Sozialhilfe. Die Frau aus Ghana sagte mir: Ich überlege nicht, ob ich Zeit habe, wenn jemand Hilfe braucht. Ich tue einfach das Notwendige. Und ich helfe damit nicht nur der anderen Frau, sondern auch mir selbst. Denn das Notwendige zu tun, steht der Logik unserer Welt entgegen. Es ist gut zu spüren, dass ich es *anders* mache.

Eine andere Welt ist also schon da. Wenn wir sie zu sehen bereit sind.

8 Wanda Tommasi, Die Arbeit des Knechts, in: Diotima, Jenseits der Gleichheit, a.a.O., S. 87-119.

9 Simone Weil, Cahiers, Bd. I, München 1991, S. 74-78 und S. 105.